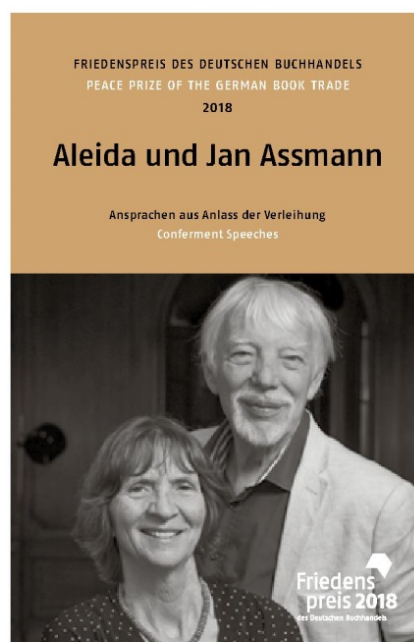


Friedens
preis 2018
des Deutschen Buchhandels

Aleida und Jan Assmann

Manuskripte der Ansprachen
aus Anlass der Verleihung

Sonntag, 14. Oktober 2018,
in der Paulskirche zu Frankfurt am Main



Hinweis: Die ausschließlichen Rechte für die Reden liegen bei den Autoren. Die Nutzung der Texte ist ohne ausdrückliche Lizenz nicht gestattet, sofern nicht gesetzliche Bestimmungen eine Nutzung ausnahmsweise erlauben. Es gilt das gesprochene Wort. Die in der Paulskirche gehaltenen Reden werden im tatsächlichen Wortlaut in dem nebenstehenden Buch veröffentlicht.

Friedenspreis des
Deutschen Buchhandels 2018
Aleida und Jan Assmann
Ansprachen aus Anlass der Verleihung

Hrsg. vom Börsenverein
des Deutschen Buchhandels
im Verlag der MVB,
Frankfurt am Main 2018,
deutsch/englisch,
ca. 100 Seiten, 14,90 €
ISBN 978-3-7657-3312-3

Ab dem 12. 11. 2018 im Buchhandel
oder bei der MVB, Tel. 069 1306-550,
serviceline@mvb-online.de

Urkunde

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2018 an

Aleida und Jan Assmann

und ehrt damit ein Forscherpaar, das sich in seiner Arbeit
seit Jahrzehnten wechselseitig inspiriert und ergänzt.

Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann greift mit ihren wissenschaftlich fundierten Studien engagiert die immer wieder neu virulenten Themen von Geschichtsvergessenheit und Erinnerungskultur auf. Angesichts einer wachsenden politischen Instrumentalisierung der jüngeren deutschen Geschichte leistet sie in hohem Maße Aufklärung zu Fragen eines kulturellen Gedächtnisses einer Nation. Ihr Werk weist darauf hin, dass ein offener und ehrlicher Umgang mit der Vergangenheit grundlegende Bedingung für ein friedliches Miteinander ist.

Der Ägyptologe und Kulturwissenschaftler Jan Assmann hat durch sein umfangreiches wissenschaftliches Werk internationale Debatten um Grundfragen zu den kulturellen und religiösen Konflikten unserer Zeit angestoßen. Mit seinen Schriften zum Zusammenhang von Religion und Gewalt sowie zur Genese von Intoleranz und absolutem Wahrheitsanspruch leistet er einen unverzichtbaren Beitrag zum Verständnis der Friedensbereitschaft und Friedensfähigkeit der Religionen in der Weltgesellschaft von heute.

Aus dieser spannungsvollen, komplementären Einheit, die Aleida und Jan Assmann bilden, ist ein zweistimmiges Werk entstanden, das für die zeitgenössischen Debatten und im Besonderen für ein friedliches Zusammenleben auf der Welt von großer Bedeutung ist.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels

Der Vorsteher

Frankfurt am Main in der Paulskirche
am 14. Oktober 2018

Heinrich Riethmüller

Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, Artikel 1: Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.

Vor ziemlich genau 70 Jahren, am 10. Dezember 1948, hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verkündet. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit haben sich Staaten aus allen Kontinenten auf ein Dokument geeinigt, mit dem – losgelöst von Nationalität und Volkszugehörigkeit – dem einzelnen Menschen individuelle Rechte zugestanden werden.

Die Erklärung der Menschenrechte liest sich wie eine Reaktion auf die schrecklichen Ereignisse und Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs, auf die Gräueltaten, die vor allem im Namen des deutschen Volkes geschehen sind. Viele, wenn nicht gar alle der hier aufgeführten und für uns heute so selbstverständlichen Rechte wurden in jener Zeit missachtet – und sie werden es in vielen Teilen der Welt immer noch.

Artikel 5: Niemand darf der Folter oder grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe unterworfen werden.

In der Menschenrechts-Charta treffen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinander. Denn wenn sich die Völker dieser Welt nicht immer wieder an ihre Vergangenheit erinnern, um aus ihr zu lernen, könnten zukünftige Generationen dieselben Fehler noch einmal begehen. Für das friedliche Zusammenleben von Menschen ist eine Erinnerungskultur, die sich in einem kollektiven Gedächtnis manifestiert, von fundamentaler Bedeutung.

Auch und gerade der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ist Teil dieser aufgeklärten Erinnerungskultur. Alle Preisträgerinnen und Preisträger, von Max Tau bis zu den beiden heute zu Ehrenden, Aleida und Jan Assmann, führen uns vor Augen, wie wichtig die Erinnerung und das Wachhalten von Geschichte sind.

Immer wieder steht diese Erinnerungskultur aber auch in der Kritik. Ist sie nur rückwärtsgewandt und verliert sie sich nur im pathetischen Innehalten, ritualisiert sie reflexhaft nur das Gedenken an die Vergangenheit ohne Bezug zur Gegenwart, läuft sie Gefahr, angreifbar zu werden und ihre Wirkung zu verlieren. Eine wirksame Erinnerungskultur schließt immer die Zukunft mit ein und warnt die Lebenden vor Wiederholungen der Geschichte.

Artikel 18: Jeder hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit.

Von besonderer Eindringlichkeit und Überzeugungskraft ist das Erinnern, wenn es durch Zeitzeugen geschieht. Unvergessen ist die Friedenspreisrede von Saul Friedländer hier in der Paulskirche. Der Friedenspreisträger von 2007 wendet sich gegen den Ritualisierungsvorwurf des Erinnerns, wenn er sagt (und ich zitiere aus seiner Rede): »Wenn wir diesen Schreien (der Opfer) lauschen, dann haben wir es nicht mit einem ritualisierten Gedenken zu tun [...] Vielmehr erschüttern uns diese individuellen Stimmen infolge der Arglosigkeit der Opfer, die nichts von ihrem Schicksal ahnten [...] Vor allem jedoch bewegen uns die Stimmen der Menschen, denen die Vernichtung bevorstand, bis auf den heutigen Tag gerade wegen ihrer völligen Hilflosigkeit, ihrer Unschuld und der Einsamkeit ihrer Verzweiflung.«

Und Fritz Stern, der große Historiker und Friedenspreisträger von 1999, warnte in seiner Paulskirchen-Rede: »Mit Recht gibt es Mahnungen gegen das Vergessen, diese Stimmen aber beschwören keine Schuld für die heutige Generation. Gefordert wird Verantwortung, verstärkt um das Wissen um Fehler und Verbrechen in der Vergangenheit. Wir können aus der Vergangenheit lernen, auch dass der Gang der Geschichte offen ist, dass er von Menschen gestaltet wird. Der Glaube an historische Zwangsläufigkeit ist ein gefährlicher Irrtum. Er verführt zur Passivität.«

Artikel 21: Jeder hat das Recht, an der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten seines Landes unmittelbar oder durch frei gewählte Vertreter mitzuwirken.

Schweigen und Passivität, Fatalismus und bloßes Zuschauen sind die eigentlichen Feinde der Demokratie, denn sie lebt vom Mitmachen und Einmischen, von der aktiven Teilhabe und auch dem Mut, seine Meinung zu sagen und anderen Meinungen mit Respekt zu begegnen. Die Friedenspreisträger waren und sind aber auch Mahnende: sich der eigenen Geschichte stets bewusst zu sein und aus ihr zu lernen.

Lernen heißt aber nicht nur Aufnehmen und Begreifen, sondern vielmehr Handeln. Und gerade in einer Zeit wie der unseren, die wieder von Rassismus, Antisemitismus und Populismus geprägt wird, sind Solidarität, Mitmenschlichkeit und Anteilnahme Tugenden, die nicht altmodisch daher kommen, und sie sind auch keine Attribute von sogenannten Gutmenschen. Sie sind vielmehr Haltungen, die eine Zivilgesellschaft ausmachen, die sich gegen den wachsenden Egoismus und weltabgewandten Individualismus wenden.

Gerade wir alle, die wir uns jedes Jahr hier treffen, um intellektuelle Impulse für unser eigenes Weltbild zu bekommen, müssen uns wieder stärker als bisher artikulieren und äußern. Kofi Annan, der erst vor kurzem verstorbene Generalsekretär der Vereinten Nationen, hat recht, wenn er sagt: »Alles,

was das Böse braucht, um zu siegen, ist das Schweigen der Mehrheit.«

Artikel 19: Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung.

Soeben ist die Neuauflage eines kleinen Buchs von Aleida Assmann erschienen. Unter dem Titel »Menschenrechte und Menschenpflichten« beschreibt sie darin die sogenannten Menschenpflichten, die als eine Art gesellschaftliche Übereinkunft zum Grundbestand der Kulturen gehören. In diesem Sinne stellen sie eine notwendige Ergänzung zu den Menschenrechten dar. Wenn wir diese tief in uns verankerten Menschenpflichten wieder zur Grundlage unseres Handelns machen, können sie uns dabei helfen, die Spaltung unserer Gesellschaft zu überwinden und beispielsweise die Probleme der Einwanderung und Migration zu bewältigen – mit Empathie und Respekt, also mit Tugenden, die in fast allen Kulturen eingeübt wurden und die die Voraussetzung für ein friedliches Miteinander bilden.

Ich wünsche mir, dass wir uns dieser Erkenntnis immer wieder aufs Neue entsinnen, dass wir die Stimmen der Vergangenheit in Erinnerung behalten und den ehrlichen Umgang mit unserer Geschichte wachhalten.

Artikel 27: Jeder hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben.

Die heutigen Preisträger sind Wegbereiter einer klugen und aufgeklärten Erinnerungskultur. Ihre Arbeiten und Forschungen sind Grundlagen dafür, wie eine moderne Gesellschaft aus der Vergangenheit lernen kann, um in Frieden und Freiheit leben zu können. Und für uns – für die Buchhandlungen und Verlage – ist die Vermittlung dieser Werte unsere ganz besondere Menschenpflicht. Der Börsenverein gratuliert dem Ehepaar Aleida und Jan Assmann sehr herzlich zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Peter Feldmann

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Im Namen der Stadt Frankfurt am Main begrüße ich Sie heute hier in unserer Paulskirche, unserer Wiege der Demokratie. Ich sage das bewusst, weil die Paulskirche und die Verleihung des Friedenspreises nicht nur zusammen gehören, sondern tatsächlich Teil einer sehr speziellen Frankfurter Tradition sind.

Die Entscheidung konnte nicht richtiger sein als die für Frau und Herrn Assmann. Eine Entscheidung für sie als Friedenspreisträger ist eine Entscheidung für Objektivität, Wissenschaft und für klare Gedanken. Vor allem ist es eine klare Entscheidung gegen Geschichtsvergessenheit.

Das passt in unsere Stadt. Frankfurt ist die Wissensstadt, die Stadt der Frankfurter Schule, der Geschichtsforschung. Frankfurt ist eine Stadt, die ihre Kraft aus dem Bewusstsein über die eigene Geschichte schöpft. Sie ist eine Stadt mit Menschen aus 177 Nationen, die 200 Sprachen sprechen und friedlich zusammenleben. Eine Stadt, in der über 50 % der Bürger einen internationalen Hintergrund haben, in der jungen Generation sind es sogar 70 bis 80 %. Das macht Frankfurt so schnell keiner nach. Vor allem, weil es friedlich ist, vor allem weil es Tradition ist, und vor allem weil es für die Menschen in unserer Stadt normal ist. Deshalb wird der Friedenspreis am richtigen Ort, in der richtigen Stadt verliehen.

*

Frankfurt ist aber auch eine Stadt ohne Märtyrer und ohne Helden, die immer verstanden hat, die Tore für vermeintliche Feinde aufzumachen, noch bevor das Ungemach hereinbrach. Die Regierenden dieser Stadt, meine Vor-, Vor-, Vorgänger damals, waren genötigt die Feinde einzuladen, denn Frank-

furt ist eine Handelsstadt. Heute ist sie dafür auch die Stadt des Wohlstands und der Eintracht.

Diese Preisverleihung passt in die Paulskirche, in dieses Monument der Demokratieggeschichte, in diesen großen Raum der Gedanken, der Debatte und des Dialogs. Die Forschung der Preisträger lehrt uns, aus der Vergangenheit Schlüsse für Gegenwart und Zukunft zu ziehen, zunächst aber Klarheit über unsere Vergangenheit zu gewinnen. Das ist der Weg, durch den sich gesellschaftlicher Frieden bewahren und sich Ideale, Träume und Wünsche verwirklichen lassen.

So ist die Frage an diesem Ort berechtigt: Was ist geworden aus den Träumen und Idealen jener Menschen, die 1848 hier zusammenkamen und die Basis darstellen, auf denen die Alt-68er Generation so stabil stand? Was ist aus den Frauen geworden, die sich lautstark von den Emporen zu Wort meldeten und von oben herab auf die Herren Abgeordneten einredeten, lange vor dem Frauenwahlrecht? Es ist Zeit, sich Geschichte bewusst zu machen und Orte wie die Paulskirche mit neuem, anderem Leben zu füllen. Es ist Zeit, dass sie nicht nur Ort ist für wunderbare, würdevolle Verleihungen wie heute, sondern ein Ort des Dialogs über alle Bevölkerungsgruppen hinweg.

Frankfurt war immer erfolgreich, wenn es sich nicht abgeschottet, sondern die Türen geöffnet und alle eingeladen hat, sich an der Zukunft der Stadt und des gesamten Landes zu beteiligen. Die deutsche Demokratie, sie ist ein Frankfurter Kind. Sie ist ein Ergebnis dieser Stadtgeschichte. Sie ist nicht zufällig entstanden, indem Waren, Ideen, Güter und manchmal auch Ideale miteinander getauscht und gemessen wurden, sondern indem man lautstark debattiert hat. Weltweit muss die Demokratie Rückschläge einstecken, ihre Feinde gewinnen an

Lautstärke, an Macht und an Einfluss. In Deutschland sind es nicht nur tumbe Neonazis, die fremdenfeindliche Parolen schwingen, es sind Verleger, Autoren, Professoren und auch Banker. Diesen Bewegungen treten wir entgegen. In dieser Heimatstadt Frankfurt haben wir Platz für vieles, wir sind weltoffen und tolerant. Aber wir haben keinen Platz, keine Toleranz und kein Verständnis für Ausländerfeindlichkeit, Diskriminierung, Rassismus und alles, was Menschen erniedrigt.

*

So geht von dieser Stadt der Demokratie und der Wissenschaft mit dieser Preisverleihung ein starkes Zeichen aus. Richtiger könnte eine Entscheidung nicht sein, als die für die beiden diesjährigen Preisträger. Es ist eine Entscheidung für Objektivität, für Wissenschaft, klare Gedanken und gegen Geschichtsvergessenheit. Frau Aleida Assmann, Herr Jan Assmann, im Namen der Stadt Frankfurt am Main gratuliere ich Ihnen nochmals aufs allerherzlichste zum Friedenspreis.

Hans Ulrich Gumbrecht

»Prekäres Andenken.

Jan Assmann, Aleida Assmann und die Welt einer deutschen Generation«

Laudatio auf Aleida und Jan Assmann

Hier in der Paulskirche und heute im Oktober 2018 vor Ihnen zu stehen, um das »zweistimmige« Lebenswerk von Jan und Aleida Assmann zu feiern, wie es der Stiftungsrat für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels so richtig und schön formuliert hat, gibt mir ein Gefühl der Dankbarkeit – und der prekären Unsicherheit. »Prekär« in dem spezifisch zeitlichen Sinn dieses Wortes, dass keine Vorgabe aus der Vergangenheit und keine Vorstellung von der Zukunft mir helfen wird, die Sätze der nächsten genau 21 Minuten so zu formulieren, wie sie sein müssten. Und diese subjektive Wahrnehmung einer prekären Situation verweist aber auch auf objektiv prekäre Horizonte unserer Gegenwart.

Zum Beispiel die Paulskirche, die der Ausgangspunkt der prekären Tradition der Demokratie in Deutschland war – vor allem, seit uns die Rede vom »Ende der Geschichte« in den Rückblicken auf das Gewesene verunsichert; wir leben in einer Zeit schwindender Gewissheit, was die von der Aufklärung, besonders von Immanuel Kant ausgemachten Bedingungen des Friedens angeht, aber auch ihre hoffnungsvollen Neuinterpretationen nach 1945 und nach 1989; die Geisteswissenschaften, denen Aleida und Jan Assmann über mehr als ein halbes Jahrhundert so viele Lebensimpulse gegeben haben, können und dürfen nur mit Skepsis an ihre Zukunft denken; und kann es schließlich vor einem solchen Hintergrund gelingen, im Angesicht und zur Ehre von gleich zwei meiner besten Freunde dem notwendigen Anspruch des Friedenspreises eben auf Objektivität und auch auf Genauigkeit gerecht zu werden?

Die beiden Freunde gehören zu den frühen und zu den späteren Jahrgängen einer deutschen Genera-

tion, unserer Generation, der die Geschichte das Bleigewicht einer paradoxalen Verpflichtung gab. Wer 1938 geboren wurde (wie Jan Assmann), der konnte nicht mehr an den im Namen der deutschen Nation vollzogenen Verbrechen beteiligt gewesen sein; und wer 1947 auf die Welt kam (wie Aleida Assmann), war immer noch in Reichweite eines Rufs aus der Vergangenheit, Verantwortung auf sich zu nehmen für Verbrechen, die nicht zum eigenen Leben und zum eigenen Andenken gehörten – gegen das kommunikative oder im schlimmeren Fall das verleugnende Beschweigen der Mitschuldigen. Niemand hat beständiger und ideenreicher gegen dieses Paradox angedacht als Aleida und Jan, und sie haben dabei, wie mir scheint, ohne es zu wissen, dem Wort »Andenken« eine neue Bedeutung gegeben. Sie machten aus der Statik erinnelter Vergangenheit die Energie des Denkens. So unwahrscheinlich es sein mag, dass der große und sehr deutsche Dichter Friedrich Hölderlin den Titel seines Gedichts »Andenken« in dieser Weise verstand, so deutlich können wir doch sehen, wie auch für ihn erinnerte Bilder aus Bordeaux zur Kraft eines An-Denkens im Blick auf die Versprechen und auf die Bedrohungen seiner Zukunft wurden.

Statt nun noch einmal, wie es sicher nicht wenige unter Ihnen erwarten, den Prozess Revue passieren zu lassen, mit dem die Preisträger für das Wort von der »Erinnerung« dessen heutige Tiefenschärfe erschlossen haben, möchte ich mit Ihnen und für Sie eine Reihe dieser prekären Situationen heraufbeschwören, gegen die und mit denen die Assmanns angedacht haben. Daraus ergaben sich Vorschläge für die Konstruktion neuer Welten in ihrer Nation, Vorschläge für nie zur Endlichkeit erstar-

rende Rahmen von individueller oder kollektiver Existenz, in denen ein Leben mit jener Vergangenheit erträglich wurde, um dann endlich das Ausgangstrauma unserer Generation im Blick auf die Probleme anderer Zukünfte zu überschießen.

Ohne den Gedanken an eine chronologische Ordnung oder gar die Unterstellung einer Entwicklungslogik werde ich mich zuerst auf die Zeit als zentralen Gegenstand im Denken der beiden Assmanns konzentrieren, um danach – selbst für ein deutsches Publikum schon beinahe allzu phänomenologisch – von ihrem Leben im Raum schwindender nationaler Grenzen zu sprechen. Doch diese Lobrede auf ein Preisträger-Paar bliebe ohne Mitte, wenn sie nicht auf die Familie von Jan und Aleida Assmann und auf ihre Liebe schaute – in einer Zeit, wo gerade Liebe und Familie alle Selbstverständlichkeit verloren haben. Das gilt auch für den Frieden, der während der fast siebzig Jahren seit Erfindung des Frankfurter Preises in seinem Namen leider nicht zu einem bloß dekorativen Thema geworden ist und deshalb härtester Maßstab für die Bedeutung der Preisträger blieb. Dieses Kriterium muss freilich gerade für Geisteswissenschaftler – und mit diesem Gedanken möchte ich schließen – zunächst wie eine Überforderung wirken.

*

Was die besondere Konfiguration der historischen Zeit für unsere Generation angeht, so hat sich vor allem Aleida Assmann nie gescheut – ja vielleicht kann man sagen: sie hat nie gezögert –, den sich fortentwickelnden Raum der Öffentlichkeit zu nutzen, um mit geisteswissenschaftlich geschulter Kompetenz und mit dem Augenmaß der Leidenschaft in kontroverse Debatten einzugreifen. Ich bin mit der Kraft ihres Denkens und ihrer Rede durchaus vertraut, weil wir in einer jener Auseinandersetzungen auf verschiedenen Seiten stehen – nämlich, um es elementar zu formulieren: Aleida auf der verstehenden und ich auf der verurteilenden Seite. Es geht um meinen akademischen Lehrer in Konstanz, dem ich neben dem Beginn einer passablen Universitätslaufbahn vor allem die Über-

zeugung zuschreibe, dass keine Arbeit in den Geisteswissenschaften ohne den Umweg über die Philosophie auskommen soll, er war sechs Jahre lang Mitglied der Waffen-SS gewesen und hat sich bis zu seinem Tod nicht durchringen können, freiwillig darüber zu sprechen.

Insoweit hat es zwischen Aleida und mir nie eine Kontroverse gegeben. Doch ich habe mit dem Entschluss zu einer *damnatio memoriae* reagiert, an der ich auch heute festhalte, während sich Aleida (und ich zitiere) für »historische Kontexte« einer bedeutenden und in Konstanz endenden Leistung des Denkens geöffnet hat, »die das gewünschte klare Bild verkomplizieren«. Sie entdeckte hinter der *damnatio memoriae* »ein Bedürfnis nach Dekontamination. Es galt, ein Werk in toto zu diskreditieren, um einen Namen aus den Annalen der Wissenschaft zu streichen. Das ist aber nicht so einfach, denn wenn man – im Bilde gesprochen – diesen Stahlträger beseitigt, stürzt ein größeres Gebäude zusammen. Dann müssten auch ganze literaturtheoretische Paradigmen entsorgt und (...) eingestampft werden.« Solche entschiedenen Worte haben mir – zunächst gegen eigenen Widerstand – zu einer nüchternen Einschätzung meiner Motivation und ihrer Konsequenzen verholfen, und sie haben zu einem Gespräch zwischen Aleida und mir geführt, das heute noch am Leben ist und von dem zumindest ich sehr profitiert habe.

Wie Aleida ist auch Jan Assmann ein Meister im Konturieren seiner eigenen intellektuellen Positionen, doch sein Temperament hat ihn wohl weniger motiviert, die Bühne polemischer und auch politischer Debatten zu betreten. Deshalb – und nicht einfach, weil er bis heute an der Kultur des Alten Ägyptens als Zentrum seines Denkens festgehalten hat – möchte ich Jan Assmann nun als Ägyptologen zitieren, und zwar mit dem Essay über »Todesbilder und Totenriten im Alten Ägypten« aus dem Jahr 2000, einem meiner Lieblingstexte nach mehr als 50 Jahren geisteswissenschaftlicher Lektüren: »Der Mensch, durch ein Zuviel an Wissen aus den Ordnungen der Natur herausgefallen, hat sich eine künstliche Welt erschaffen, in der er leben kann.

Das ist die Kultur. Die Kultur entspringt dem Wissen um den Tod und die Sterblichkeit. Sie stellt den Versuch dar, einen Raum und eine Zeit zu schaffen, in der der Mensch über seinen begrenzten Lebenshorizont hinausdenken und die Linien seines Handelns, Erfahrens und Planens ausziehen kann.«

Was bei aller Luzidität so klingt wie das Resümee einer schon vorher vorhandenen These aus der Philosophiegeschichte, war eine atemberaubende Provokation des Autors Jan Assmann: Vor ihm hatte noch niemand die These entwickelt, dass sich die Kultur aus dem Wissen um den eigenen Tod entfaltet. Im Gegensatz zum scharfen Differenzbewusstsein bei der Erfassung einer engen Gegenwart im »historischen Weltbild« der westlichen Kultur, so erfahren wir, hatten die Ägypter als Antwort auf das Trauma der menschlichen Endlichkeit eine Gegenwart geschaffen, die sich ohne Anfang oder Ende in die Vergangenheit und in die Zukunft dehnte. In die Vergangenheit als vom Staat auferlegte Verpflichtung, eine Tradition moralischen Lebens durch die Erinnerung präsent zu halten; und in die Zukunft mit der Hoffnung, dank besonderer Rituale der Bestattung den individuellen Tod mit einer Einbindung in die Zyklen der Natur zu überleben.

Doch wenn Sie Jan Assmanns Texte lesen, wissen Sie, dass es nie bei historischen Rekonstruktionen bleibt. Sein den ägyptischen Pyramiden gewidmeter Satz, nach dem »die Botschaft dieser Steine ein einziger Protest gegen den Tod (ist) und der wohl grandioseste Versuch seiner Überwindung, den die Menschheit je unternommen hat«, vermag es, jene zweiseitig unendliche Gegenwart heute – beinahe leise, denn Jan schreibt oft leise – in den Status einer existenziellen Sehnsucht zu rücken. Mit ihr gewinnt die Imagination in unserer eigenen Zeit eine Alternative zum historischen Weltbild und vielleicht sogar die Vision einer neuen, ökologischen Zeitlichkeit des Bewahrens.

*

Das politische Potenzial solcher Gedanken zeigt sich ganz überraschend, wenn wir uns die räumli-

chen Voraussetzungen ihrer Entstehung im Leben von Jan und Aleida Assmann vergegenwärtigen. Beide haben bei Ausgrabungen in Ägypten Einsichten gewonnen; Jans These zu dem – im Hegel'schen Sinn – dialektischen Ursprung der jüdischen Theologie aus einer ägyptisch-polytheistischen Vorgeschichte fand in Israel eine Intensität der Resonanz, die ihn zum Ehrendoktor der Hebräischen Universität machte. Und ich muss das einmal sagen, Jan, dafür beneide ich dich sehr!

Aleida ist eine Spezialistin geworden für die Ambivalenz der Erinnerungsorte in Israel: die jüdisch-palästinensisch-islamische Ambivalenz, und das hat sich, denke ich, aus ihren Anfängen in Ägypten ergeben. Zu ihrem Werdegang als Anglistin gehörte ein Highschool-Jahr im kalifornischen San José, wo sie zur Piccolo-Flötistin der Highschool-Marching-Band aufstieg, und beide Assmanns haben in schwierigen Zeiten den amerikanischen Universitäten die Treue bewahrt. Über England und Frankreich vor allem waren Jan und Aleida aber auch Europäer *avant la lettre institutionelle* geworden; und im Norden geboren, haben sie zwischen Heidelberg und Konstanz die Achse ihres Lebens gefunden, statt an nur einem Ort »heimisch zu werden«. Denn als wahre Kosmopoliten entdecken sie an jedem Ort Ambivalenzen und prekäre Situationen – und nirgends die Ruhe der letzten Gewissheit.

Aber dieses Lebenswerk wäre nicht vorzustellen ohne die Familie und ohne die Liebe zwischen Aleida und Jan Assmann. Das wurde mir zum ersten Mal bewusst bei Kolloquien im heute kroatischen Dubrovnik, wo unsere Kollegialität zu einer Freundschaft wurde. Aleida und Jan kamen mit ihren fünf Kindern, die so schöne Namen haben, mit Vincent, David, Marlene, Valerie und Corinna, und die Assmanns haben vor den logistischen Schwierigkeiten nie kapituliert. Im Gegenteil, die Kinder waren täglich über zwei Wochen bei den meisten unserer manchmal zwölf Stunden dauernden Diskussionen präsent, und die konzentrierte Lebhaftigkeit, mit der sie Bilderbücher lasen, auf dem Gang spielten oder witzige Karikaturen von

den Tagungsteilnehmern zeichneten – was auch zu prekären Situationen führte –, hat uns alle so sehr beeindruckt wie der Wissensdurst und die zugewandte Aufmerksamkeit von Aleida und Jan, die beim Notizenmachen in ihren schönen und ähnlichen Handschriften den Bleistift wie einen Staffeltab wechselten.

Was ich erzähle, ist mehr als eine im Altersrückblick vergoldete Szene der Erziehung. Es ist vielmehr ein freundschaftlicher Neid über das Gelingen des An-Denkens gegen die schlechte Alternative von Wissenschaft oder Familie. Das ist bei Jan und Aleida nicht trennbar. Ich bewundere aber vor allem eure Liebe, und ich meine dieses Wort im vollen Sinn. Ihr habt diese Liebe nie zu einer Partnerschaft, Arbeitsteilung oder zu einer bloßen Synthese verkommen lassen. Ich glaube, ihr liebt euch aus der Erfahrung eurer großen Verschiedenheit, und diese Erfahrung eurer großen Verschiedenheit ist Leidenschaft geblieben. Eine Leidenschaft, die euch bis heute das Feuer der Energie zu eurer intellektuellen Leistung gibt. Zum Rezept für jüngere Familien kann und darf solches Glück nicht werden, doch als Ermutigung und als ein Ding der Schönheit hat es sehr wohl gewirkt.

*

Mit Recht könnte man also sagen, dass Jan und Aleida Assmann einen Friedens-Preis verdienen, weil sie beweisen, dass Familie und Liebe unter neuen Bedingungen ein Organon des Zusammenlebens in Verständnis, Zuneigung und Leidenschaft bleiben. Aber mir kommen solche Worte auch allzu friedlich oder pauschal vor, es regt sich ein Impuls zum An- und Weiter-Denken. Wenn wir auf die Fragilität des Friedens von heute eher mit Angst als mit bloßer Sorge reagieren, dann sollten wir – mit Blick auf Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« – mit Präzision zu sagen versuchen, welche Friedensbedingungen tatsächlich brüchig geworden sind. Das gilt erstens wohl für die positive Verengung des »Weltbürgerrechts auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität« (»dritter Definitivartikel«); und zweitens für die Forderung, dass sich

»kein Staat in die Verfassung und Regierung eines anderen Staats gewalttätig einmischen« soll (»fünfter Präliminarartikel«).

Wie drastisch heute viele Staaten – vor allem in Nordamerika und im kontinentalen Europa – auf das von Kant auch zugestandene Recht zurückgreifen, Fremden die Hospitalität zu verweigern, liegt auf der Hand und beschäftigt uns täglich. Und zugleich hat sich ein Brustton moralischer Überlegenheit – nicht zuletzt in Deutschland – breit gemacht, mit dem man sich in die »Verfassung und Regierung eines anderen Staats einmischen« will, wenn zum Beispiel die eigenen Formen von Gewaltenteilung und politischer Interaktion anderen politischen Systemen mit einer Selbstzufriedenheit auferlegt werden, der jede Scham um die deutsche Geschichte zwischen 1933 und 1945 abgeht.

Können eine Anglistin und ein Ägyptologe aber – im Ernst, mit Wirkung und nicht nur als Protagonisten einer Sonntagsrede – für mehr Offenheit bei der Migration und für den Frieden sorgen? Ich denke, es ist möglich, Aleida Assmann hat sich dafür engagiert, vor allem in den Gesellschaften Osteuropas und des sogenannten Mittleren Ostens eine Bereitschaft für größere Hospitalität zu schaffen, vor allem mit ihren Argumenten zugunsten deutlich kritischer Einschätzungen der jeweils eigenen Geschichte und zugunsten einer Hinwendung zu den Idiosynkrasien in den Kulturen der jeweils Anderen (und oft auch jeweils Ausgeschlossenen). Jan Assmanns seit über zwei Jahrzehnten immer weiter verfeinerte These über eine Affinität zwischen den Absolutheitsansprüchen der theologischen Monotheismen einerseits und der politischen Totalitarismen andererseits hat unter europäischen Intellektuellen als eine Warnung vor moralischer Überheblichkeit gewirkt.

*

Doch vor allem die Geisteswissenschaftler unter uns sollten sich an diesem Morgen keine Illusionen machen. Eine Aufmerksamkeit und ein Vertrauen der Politiker für unsere Erfahrungen oder gar unsere Urteilskraft können wir nicht erzwingen, und nie

wieder wird sich ein Respekt einstellen, wie ihn die Wilhelminische Gesellschaft für Gelehrsamkeit auf den Gebieten der Geschichte und der Künste in einer Zeit pflegte, da Theodor Mommsen als Historiker des Römischen Reichs mit dem damals erst zum zweiten Mal vergebenen Nobelpreis für Literatur geehrt wurde. Die Dimensionen des Respekts, die Aleida Assmann und Jan Assmann mit ihrer schönen Gelehrsamkeit, mit Geduld und eben mit Leidenschaft für unsere Generation von Geisteswissenschaftlern in Deutschland Territorien zurückerobert haben, sind viel prekärer – trotz aller Differenzierung, die mit der Verschiedenheit ihrer Talente zu tun hat. Der nüchternen Klarheit von Aleidas Gedanken und Aleidas Sprache ist es gelungen, das vielleicht in einer Zeit allzu großspuriger Theorieentwürfe verspielte Recht wieder zu erringen, gehört und ernstgenommen zu werden. Entlang der langfristigen Rezeptionsgeschichte von Jan Assmanns Werk hingegen ist eine Freude an überraschenden und oft gegenintuitiven Vorstellungen entstanden, die er besonders in den vorantiken Welten gefunden hat und die sich in Gegenbildern zum jeweils scheinbar unveränderlich Bestehenden konkretisiert haben. Ich beschreibe seine Gabe gerne als “riskantes Denken”, bewundere sie so sehr wie Aleidas freundlichen Ernst – und liebe meine beiden Freunde gerade in ihrem Kontrast.

*

Mehr, behaupte ich, oder Anspruchsvolleres für das Denken und für den Frieden war von den Geistes-

wissenschaftlern in unserer deutschen Generation nicht zu erreichen. Geisteswissenschaftler zu sein bedeutet allerdings auch, dass die Zeit der Erinnerung an Aleidas und an Jans Leistung wohl nur kurz bemessen sein wird, kürzer als bei manchen Sportlern oder Künstlern, Schauspielern oder Politikern.

Dieser Gedanke, das sollten wir den jüngeren Kolleginnen und Kollegen verraten, lässt sich jenseits der Siebzig kaum mehr verdrängen – so wenig wie die Prognose, nach der auf absehbare Zeit keiner von uns, nicht einmal Aleida Assmann und Jan Assmann, für den Literaturnobelpreis oder für den Friedensnobelpreis anstehen werden. Obwohl, wer weiß!

Umso mehr soll die Gegenwart dieses Frankfurter Fest-Morgens ein Moment sein, an dem wir festhalten, so gut und so lange es geht, um Jan und Aleida mit lauter Freude für ihre zweistimmige Lebensleistung zu danken, die eine Ermutigung für die Geisteswissenschaften und für den Frieden geworden ist – bevor am Montag der prekäre Alltag zurückkehrt mit seiner Herausforderung, gegen ihn anzudenken.

Aleida und Jan Assmann

»Wahr ist, was uns verbindet!«

Dankesrede

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels war für uns eine überwältigende Überraschung. Seit vielen Jahren verfolgen wir in den Medien die Zeremonie, die so vielen eindrucksvollen Stimmen ein Podium und ein Publikum gegeben hat. Nie hätten wir uns diesen Seitenwechsel vom Publikum aufs Podium träumen lassen. Umso größer ist unsere Dankbarkeit gegenüber dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und dem Stiftungsrat für die hohe Ehre und die damit verbundene Anerkennung unserer gemeinsamen Arbeit. Dieser Preis ist für uns ein Ehrenbürgerbrief in der *Res publica litteraria*, dem Heimatland, das keine nationalen Grenzen kennt.

Res publica litteraria

Dieses Land wurde von Dichtern und Humanisten, Verlegern und Buchhändlern an der Schwelle des Druckzeitalters gegründet. Sie haben zwischen den alten und den neuen Sprachen vermittelt und damit die Grundlagen für europäische Vielfalt gelegt. Dabei haben sie die Bibliothek als ihren Kommunikationsraum erfunden und ein Geister-Gespräch in Gang gesetzt, das sich über Landesgrenzen und über Jahrhunderte hinweg entwickelte.

Die 1950 gestiftete Tradition des Friedenspreises hat dieses Geister-Gespräch, das bis heute von Schriftstellern, Druckern, Verlegern, Buchhändlern und Lesern fortgesetzt wird, wieder in den öffentlichen Raum zurückgebracht. In dem Begriff »Res publica litteraria« ist ja das kleine Wörtchen »öffentlich« enthalten. Bücher öffnen Denkräume des Geistes; die Bibliothek ist ein riesiges Archiv der Informationen und ein Universum der Phantasie und Vorstellungskraft, aber: Produzieren sie deshalb auch schon Öffentlichkeit? Die Messehallen

hier in Frankfurt bilden ein weites Labyrinth, in dem sich immer neue Pfade auftun und unendlich viele Treffpunkte ergeben. Aber Öffentlichkeit entsteht durch etwas anderes: durch gleichgerichtete Aufmerksamkeit, durch gemeinsames Interesse, durch Anwesenheit und Teilhabe. Lektüre zerstreut und vereinzelt, Öffentlichkeit zieht zusammen und geht alle an. In diesem Sinne ist die Paulskirche die notwendige Ergänzung zur Buchmesse.

Durch den Friedenspreis ist die Paulskirche, dieser historische Ort der Demokratie, zu einem Ort des Dialogs und Austauschs geworden über Zeiten und Generationen hinweg. Indem wir hier stehen, treten wir in diesen Resonanzraum ein und werden auf Vorgänger Bezug nehmen, mit Vorliebe natürlich auf solche, die auch als Paare aufgetreten sind. Das erste Paar sind für uns Karl Jaspers und seine Laudatorin Hannah Arendt, die vor 60 Jahren an diesem Platz standen und ebenfalls an die *Res publica litteraria* anknüpften. Der unbestechliche Philosoph und Dissident, so Arendt über ihren Lehrer, sei während der Zeit des Dritten Reichs zwar isoliert und auf sich gestellt, aber nie vereinsamt gewesen, denn seine geistige Heimat war das »Reich der Humanitas, zu dem ein jeder kommen kann aus dem ihm eigenen Ursprung«.

Öffentlichkeit und Wahrheit

»Öffentlich« – das wissen wir alle – ist das Gegenteil von »privat«. »Öffentlich« ist aber auch das Gegenteil eines repressiven Schweigens, das immer wieder gebrochen werden muss, zuletzt im Umgang mit Opfern sexueller Gewalt. Auch Jaspers verstand Öffentlichkeit als eine Kampfzone, in der sich die Wahrheit unablässig gegen die Unwahrheit behaupten muss. In der Unwahrheit sah er »das

eigentlich Böse, jeden Frieden Vernichtende«. Sie hat für Jaspers viele Gestalten: »von der Verschleierung bis zur blinden Lässigkeit, von der Lüge bis zur inneren Verlogenheit, von der Gedankenlosigkeit bis zum doktrinären Wahrheitsfanatismus, von der Unwahrhaftigkeit des einzelnen bis zur Unwahrhaftigkeit des öffentlichen Zustandes.« Seit Jaspers' Zeiten ist das Universum der Kommunikation unendlich reicher, flexibler und vielstimmiger, aber eben auch wesentlich unübersichtlicher und vor allem unsicherer geworden.

Wenn wir hier von Öffentlichkeit sprechen, müssen wir auch von Medien sprechen, müssen wir unterscheiden zwischen den Organen der Öffentlichkeit einerseits, wie Zeitungen, Fernsehen oder Rundfunk, und der technischen Infrastruktur andererseits. Die technischen Voraussetzungen stellen nämlich Öffentlichkeit jeweils anders her. Während das Druckzeitalter und die analoge Photographie noch auf Werte wie Wahrheit, Überprüfbarkeit und Evidenz geeicht waren, ist im digitalen Zeitalter der Datenmanipulation Tür und Tor geöffnet. Bilder können längst beliebig umgepixelt werden. In Deutschland und in den USA ist aber inzwischen durch junge IT-Techniker eine sehr beunruhigende Erfindung entstanden. Diese erlaubt es, abgebildete Gesichter mit Tondaten so zu verbinden, dass es aussieht, als würde die betreffende Person die Tonspur gerade eben produzieren. Im April dieses Jahres zeigte ein Google-Mitarbeiter ein Video, auf dem Obama etwas sagt, was er nie gesagt hat, aber täuschend echt hervorbringt, angeglichen an dessen lebendige Mimik. Bald wird man buchstäblich jedem alles in den Mund legen können, und keiner kann mehr beurteilen, wer der Urheber eines Ausspruchs oder einer Meinung in Wirklichkeit ist. Es gibt aber nicht nur Vernebelung durch Fake News und neueste Technologien. Es gibt auch den alten, handfesten Betrug etwa der Autoindustrie bei der Manipulation von Abgaswerten. Vor diesem Hintergrund wird erst deutlich, wie dringend Menschen für ihr friedliches Zusammenleben auf Errungenschaften wie Wahrheit, Glaubwürdigkeit und Verantwortlichkeit angewiesen sind.

In der Demokratie kann man das Denken nicht delegieren und den Experten, Performern oder Demagogen überlassen. »Empört Euch!«, hat uns der 93-jährige Stéphane Hessel zugerufen. Sein Manifest wurde millionenfach verkauft. Das war vor acht Jahren. Inzwischen hat die Empörung die Seiten gewechselt, und das auf der ganzen Welt. Es stimmt, dass Demokratien durch Streit und Debatten gestärkt werden, aber auch in ihnen steht nicht alles zur Disposition. Es muss unstrittige Überzeugungen und einen Grundkonsens geben wie die Verfassung, die Menschenrechte und die Gewaltenteilung mit der Unabhängigkeit des Rechts und der Medien. Denn nicht jede Gegenstimme verdient Respekt. Sie verliert diesen Respekt, wenn sie darauf zielt, die Grundlagen für Meinungsvielfalt zu untergraben. Demokratie lebt nicht vom Streit, sondern vom Argument. Pöbeleien oder gar eine Eskalation polarisierender Symbole wie in Chemnitz führen in einen Zustand allgemeiner Verwirrung, legen die Demokratie lahm und machen sie betriebsunfähig für ihre wichtigen Aufgaben.

Kulturelles Gedächtnis

Jaspers gehörte zu denen, die nach zwei katastrophischen Weltkriegen die Vision eines neuen Europa entwickelten. Dazu gehörte für ihn an erster Stelle die Überwindung europäischer Überheblichkeit gegenüber anderen Ländern und Kulturen. Bereits ein Jahr nach Kriegsende erklärte er: »Vorbei ist der europäische Hochmut, ist die Selbstsicherheit, aus der einst die Geschichte des Abendlandes die Weltgeschichte hieß.« Er wollte die exklusive und destruktive Vormachtstellung Europas in der Welt beenden und hat Europa in eine globale Vision von Menschheit eingebunden, die als ganze um 500 v. Chr. »einen Sprung gemacht hat«. Das ist der Kern seiner Idee der »Achszeit«, einer neuen Geschichtsdeutung, die Europa auf Augenhöhe mit anderen Hochkulturen bringen sollte. Damals traten in vielen Kulturen Geistesgrößen auf, deren Worte und Gedanken die Nachwelt bis heute prägen. In Griechenland waren es Dichter und Denker

wie Homer und Platon, in Israel die Propheten, in Persien Zarathustra, in Indien Buddha und in China Laotse und Konfuzius. Mit ihren Texten haben sie »ein Geisterreich« gegründet, in welchem sie, um es mit Hannah Arendt zu sagen, »noch einmal als sprechende – aus dem Totenreich her sprechende – Personen auftreten, die, weil sie dem Zeitlichen entronnen sind, zu immerwährenden Raumgenossen im Geistigen werden« konnten.

Jaspers' Friedensprogramm setzte auf einer kulturellen Ebene an. Davon fühlen wir uns als Kulturwissenschaftler angesprochen, aber auch herausgefordert. Auch unsere Forschungen gehen von der Beobachtung aus, dass einige sogenannte Hochkulturen mithilfe der Schrift und anderer Überlieferungsformen Traditionen gebildet haben, die über Jahrtausende reichen. Diese Zeitgenossenschaft mit großen Denkern, Dichtern und Gründern, diese durch Traditionen gehaltene Verbindung und Verständlichkeit zwischen ihrer und unserer Zeit ist genau das, was wir ein »kulturelles Gedächtnis« nennen. Anders als Jaspers und Arendt jedoch, die das Geisterreich als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt haben, haben wir die Frage nach der Traditionsbildung zu unserem Forschungsgegenstand gemacht.

Denn ein kulturelles Gedächtnis, so unsere These, ist das Ergebnis unablässiger kultureller Arbeit. Welche ungeheuren Aufwendungen hat zum Beispiel die altägyptische Kultur investiert, um sich durch die Jahrtausende wiedererkennbar zu erhalten, sodass Inschriften noch nach zweieinhalb Jahrtausenden gelesen und die Formensprache von Kunst und Architektur weiter praktiziert wurden. Das war kein »dumpfes Beharren«, wie etwa Max Weber meinte, sondern das Ergebnis intensiver Arbeit am kulturellen Gedächtnis.

Zweitens braucht ein kulturelles Gedächtnis Dialog und lebendige Auseinandersetzung mit der jeweiligen Gegenwart. Nah sind uns die, die wir immer wieder auslegen und in die wir unsere eigenen Gedanken hineinlegen können. Was uns fremd wird, verschwindet in einem Archiv, aus dem es

später aber noch einmal wiederentdeckt werden kann.

Jaspers hat sich das »Reich der Humanitas« als eine Sphäre »grenzenloser Kommunikation« vorgestellt. So weit gehen wir nicht. Unsere Theorie beruht deshalb drittens auf der Anerkennung von Grenzen und Unterschieden im Reich der Humanitas. Die Menschheit gibt es im Singular, aber Kulturen, Sprachen, Religionen nur im Plural. Wir reden deshalb auch nicht von »Wissen«, sondern von »Gedächtnis«, das immer schon an Identitäten, Perspektiven und eben auch an Interessen gebunden ist. Die Gesellschaft braucht ein Gedächtnis, wie der Einzelne eins braucht: um zu wissen, wer wir sind und was wir erwarten können, um uns zu orientieren und zu entwickeln. Kultur, so hat es Seyla Benhabib ausgedrückt, die vor zwei Jahren hier stand, »Kultur ist dieses vielstimmige Gespräch über Generationen hinweg, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch widerstreitende Erzählungen verbindet«.

Sich wiedererkennbar zu halten ist die Aufgabe eines kulturellen wie eines nationalen Gedächtnisses. Auf diesem Gebiet hat sich in den letzten Jahren aber einiges verändert. Wir können nicht mehr nahtlos an alte Fantasien von Stolz und Größe der Nation anknüpfen. Das nationale Gedächtnis, das lange Zeit ein Sockel für Ehre, Stolz und Heldentum war, ist inzwischen komplexer, inklusiver und selbstkritischer geworden. Es ist eben nicht nur ein Sockel, der die Nation größer und mächtiger macht, sondern auch ein Spiegel der Selbsterkenntnis, der Reue und Veränderung. Die Nation ist kein heiliger Gral, der vor Befleckung und Entweihung – Stichwort »Vogelschiss« – zu retten ist, sondern ein Verbund von Menschen, die sich auch an beschämende Episoden ihrer Geschichte erinnern und Verantwortung übernehmen für die ungeheuren Verbrechen, die in ihrem Namen begangen wurden. Hier ist ein wichtiger Unterschied zu beachten: *Beschämend* ist allein diese Geschichte, nicht aber die befreiende Erinnerung an sie, die wir mit den Opfern teilen. Deshalb entsteht Identität auch nicht durch Leugnen, Ignorieren oder Vergessen,

sondern braucht ein Erinnern, das Zurechnungsfähigkeit und Verantwortung ermöglicht und einen Wandel der Werte und des nationalen Selbstbildes stützt.

Solidarität und Integration

Was uns verbindet – wie zum Beispiel Herkunft, Religion, Überzeugungen oder Projekte –, ist zugleich auch das, was uns trennt. Eine Schlüsselfrage ist deshalb: Wie exklusiv oder inklusiv ist dieses nationale Wir, das durch Identität und Identifikation entsteht? Und hier gehen wir von Fragen des Kulturellen Gedächtnisses zu Fragen der sozialen und politischen Solidarität über und möchten dafür an die Forschungen eines weiteren Paares in der Reihe unserer Vorgänger anknüpfen. Alva und Gunnar Myrdal standen hier beide im Jahr 1970, in der heißen Phase des Kalten Krieges, weil sie sich energisch für atomare Abrüstung eingesetzt haben. Sie sahen den Weltfrieden aber auch auf anderen Ebenen gefährdet. Ihre Themen waren Chancengleichheit und Integration sowie die Erosion von Solidarität durch Rassendiskriminierung oder das Abhängen ganzer Bevölkerungsgruppen durch zunehmende ökonomische Ungleichheit. Gunnar Myrdal nahm bereits die Erfahrung der Globalisierung vorweg, als er feststellte, dass »die Staaten infolge der revolutionären technischen und politischen Veränderungen unvermeidlich in immer stärkerem Maße voneinander abhängig werden«. Und er betonte, »dass die vorherrschenden Freihandelstheorien und ihre Anwendung die bestehende Ungleichheit auf Kosten der armen Länder vertiefen«.

Auch Myrdals Gedanken sind heute von höchster Aktualität. Sein Modell war der schwedische Wohlfahrtsstaat. Seine Utopie ging aber noch weiter und zielte darauf, das Prinzip des Wohlfahrtsstaats auf die »Wohlfahrtswelt« zu übertragen. Myrdal machte sich allerdings auch keine Illusionen über die Widerstände, die der Bereitschaft zur globalen Solidarisierung überall im Wege stehen. Man solidarisiert sich gern mit Menschen, die dieselben Haltungen

haben oder dieselben Ziele verfolgen. Wir kennen alle die Solidarität in Form eines »Kollektivegoismus« der Nation, Modell »America First!«.

Inzwischen haben wir auch Bekanntschaft mit dem transnationalen Kollektivegoismus populistischer Parteien gemacht, Modell »Festung Europa«. Diese Formen der Solidarität sind exklusiv und zielen auf Ausgrenzung. Integration dagegen erfordert eine inklusive Solidarität auch mit Menschen, die anders sind als wir selbst, mit denen wir aber eine gemeinsame Zukunft aufbauen wollen.

Geld und Gier neutralisieren kulturelle Fremdheit, aber auch sie spalten die Welt – in Arme und Reiche. Die nationalistische Politik versteht es gut, in vielen Bereichen Entsolidarisierung zu befördern, indem sie den Hass auf Schwächere und Fremde schürt. Das führt zu einer »Milieuvergiftung«, um noch einmal einen Begriff von Gunnar Myrdal aufzunehmen, den er in Parallele zur »Umweltvergiftung« gebildet hat. Auf dem Weg in eine Wohlfahrtswelt, wie er sie sich vorstellte, muss Solidarität deshalb auf allen Ebenen trainiert werden: als soziale Solidarität auf der Ebene der Gesellschaft, als transnationale Solidarität auf der Ebene der EU und vor allem als globale Solidarität im Umgang mit ökonomischen und natürlichen Ressourcen, damit es eine Zukunft nachfolgender Generationen überhaupt noch geben kann. Hinzu kommt nun die Solidarisierung mit Geflüchteten, deren Zukunft durch Kriege, Not, Gewalt und Raub zerstört wurde. Es kann nicht angehen, dass es eine neoliberale Freiheit für die Bewegung von Kapital, Gütern und Rohstoffen gibt, während Migranten im Mittelmeer ertrinken, an Grenzen festhängen und wir die Menschen, ihr Schicksal, ihr Leid und ihre Zukunft vergessen.

Die zentrale Frage ist ja nicht mehr, ob wir die Integration schaffen, sondern wie wir sie schaffen. Im Moment sieht es fast so aus, als ginge die Entwicklung rückwärts. Die Verengung der öffentlichen Debatten auf wenige Themen trägt viel zur Aufheizung von Stimmungen, aber wenig zur Klärung und Bearbeitung anstehender Probleme bei.

Eine Sozialpädagogin, die seit 15 Jahren in Dresden lebt und dort Ausländerarbeit macht, sagte mir neulich in makellosem Deutsch: »Wenn ich den Mund aufmache und man hört meinen russischen Akzent, bin ich plötzlich wieder und nur noch Migrantin.« Und andere, die schon dreimal so lange hier sind, packt plötzlich wieder die nackte Angst.

Können wir zur Abwechslung bitte auch mal hören, wo etwas gelingt?

Hier kommen drei Beispiele:

Erstens: Olga, die wir eben zitiert haben, gehört zur Gruppe russischsprachiger Eltern, die hier Ende der 1990er Jahre ihre neue Heimat gefunden haben. Ihnen ist ganz und gar nicht egal, was aus diesem Land und seiner Demokratie wird, deshalb haben sie einen Verein namens »Phoenix« gegründet. Sie sind die neuen Patrioten, die als Integrierte am besten wissen, wie Integration geht. Deshalb setzen sie ihre Erfahrung und ihr Engagement zwischen deutschen Behörden und Zuwanderern in der Arbeitsvermittlung ein. Das tun sie übrigens im Wettlauf mit der AfD, die hier inzwischen äußerst clever und effektiv unterwegs ist, um Neuankömmlinge politisch zu vereinnahmen.

Migranten helfen Migranten, das ist auch das Prinzip einer zweiten Gruppe. Sie nennt sich »back on track - Syria«. Hier arbeiten Berliner mit syrischen Lehrern und Lehrerinnen zusammen, um syrische Kinder, die durch Bürgerkrieg und Flucht aus ihrem gewohnten Leben gerissen wurden, wieder aufs Gleis einer ordentlichen Schulbildung zu bringen. Mit ihrer neu entwickelten Methode des »angeleiteten Selbstlernens« gelingt es ihnen, eine große Menge »entgleister« Kinder zu erreichen.

Einen dritten Verein namens »Helfende Hände« haben zwei österreichische Ehepaare gegründet. Diese Gruppe kümmert sich um die schulische und medizinische Versorgung in einer besonders armen Gegend von Kenia. Mithilfe von Spenden und Partnerschaften haben sie dort eine Schule aufgebaut, die Kinder aus den ärmsten Familien aufnimmt.

Durch ihre engagierte Bildungsarbeit retten sie die Familien vor dem Elend, das viele Afrikaner zur Flucht nach Europa treibt. 19 von 33 Schülern der letzten Abiturklasse haben es in diesem Jahr auf die Uni geschafft. Das ist das Fünffache des Landesdurchschnitts. Der Andrang ist groß, und es ist zu wünschen, dass die Schule weiter wachsen kann.

An diese drei Initiativen möchten wir unser Preisgeld weitergeben.

Wir sind aber noch nicht ganz am Ende.

Shared heritage?

Die Grenzen von Kulturen – das möchten wir hier noch einmal betonen – sind durchlässig. Die Dolmetscher gehören zu den ältesten Berufen der Welt, sie haben die Händler auf ihren Routen begleitet. Kulturen überschreiten Grenzen durch den Import und Export von Büchern, durch Übersetzungen, Aneignungen und Umdeutungen. Durch Kontakt mit anderen Kulturen verwandeln sie sich, gehen ineinander über, inspirieren und modifizieren sich gegenseitig. Sie lassen sich weder stillstellen noch in nationale Grenzen einsperren.

Zum kulturellen Gedächtnis gehören aber nicht nur Bücher und heilige Texte, sondern auch Denkmäler, Landschaften und Orte. Ein aktuelles Beispiel ist Hebron, die größte Stadt im Westjordanland, das von Israel besetzt ist. Vor einem Jahr hat die Stadt einen Antrag auf Anerkennung der Altstadt als Weltkulturerbe gestellt, der von der UNESCO angenommen wurde. Ein solcher Antrag dient generell der Würdigung und Erhaltung alter Bausubstanz, der touristischen Vermarktung und auch dem Nationalstolz. Dieser Antrag ist aber zudem ein Politikum, weil er nur sehr selektiv auf die Geschichte des Ortes Bezug nimmt. Er bezieht sich auf Bauten aus der spätmittelalterlichen Mamelukenzeit, schließt aber auch die Ibrahimi-Moschee im Zentrum der Stadt mit ein. Diesen gigantischen Bau hatte bereits Herodes vor 2 000 Jahren über der Machpela – der Grabstätte der Erzväter Abra-

ham, Isaak und Jakob – errichten lassen. Mit der Islamisierung im 7. Jahrhundert wurde der Bau zur Moschee. Im 12. Jahrhundert diente er den christlichen Kreuzfahrern als Kathedrale, bis er nach der Rückeroberung durch Saladin wieder zur Moschee wurde.

Die Bautätigkeit der Mameluken im 15. Jahrhundert bildet also erst die fünfte historische Schicht dieser einmalig komplexen multireligiösen Geschichte. Von den vier früheren historischen Schichten ist im Antrag nicht die Rede. Die scharfe Reaktion Israels und der USA blieb nicht aus: Beide haben im Protest beschlossen, bis Jahresende aus der UNESCO auszutreten. Die Altstadt von Hebron hat eine jüdische, christliche und islamische Geschichte, die im kulturellen Gedächtnis der drei Monotheismen gleichermaßen präsent, heilig und lebendig ist, weil sich alle auf Abraham als ihren Stammvater beziehen. In diesem Anstoß für den Konflikt könnte aber genauso gut auch eine Lösung liegen, wenn die verschiedenen Schichten der Geschichte wieder zusammengefügt und als ein »gemeinsames Erbe« angenommen würden. 2018 wurde von der EU ja zum »Jahr des gemeinsamen Erbes« deklariert. Ein von Israel und den Palästinensern gemeinsam eingereichter Antrag könnte die ganze Geschichte des Ortes anerkennen und wäre damit zugleich sein bester Schutz.

Als palästinensisch-israelisches Weltkulturerbe könnte sich die Altstadt von Hebron von einem Ort der Gewalt und des Terrors in einen Ort der Annäherung, der Kooperation und des Friedens verwandeln. So steht ja auch auf der Website »auf Grund ihrer Sichtbarkeit und ihres Wertes für die Weltgemeinschaft ein besonderes Potential zur Völkerverständigung« bieten. Hier kommt uns auch noch der Ortsname zu Hilfe. »Hebron« heißt auf Hebräisch »Chevron«, das kommt von Chaver, Freund, und bezieht sich auf Abraham als Freund Gottes. Der arabische Name »Al-Chalil« heißt ebenfalls Freund (und bezieht sich auf Abraham). Hebron heißt also nichts anderes als »Stadt des Freundes«.

In der Stadt des Freundes hat man sich aber leider bislang taub gestellt gegenüber dem Friedenspotential, das die alten Texte ja auch enthalten. Was hier trennt, ist der ausschließliche Anspruch auf Wahrheit. Eine Perspektive des Friedens dagegen kann uns ein ganz einfaches Kriterium eröffnen, das wir auch bei Karl Jaspers gefunden haben:

»Wahr ist, was uns verbindet!«

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – Martin Schult
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
Telefon 030 2800 783-44, Fax 030 2800 783-50
Mail: m.schult@boev.de
Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de



Friedens
preis 2018
des Deutschen Buchhandels

- 1950 Max Tau – *Adolf Grimme*
1951 Albert Schweitzer – *Theodor Heuss*
1952 Romano Guardini – *Ernst Reuter*
1953 Martin Buber – *Albrecht Goes*
1954 Carl J. Burckhardt – *Theodor Heuss*
1955 Hermann Hesse – *Richard Benz*
1956 Reinhold Schneider – *Werner Bergengruen*
1957 Thornton Wilder – *Carl J. Burckhardt*
1958 Karl Jaspers – *Hannah Arendt*
1959 Theodor Heuss – *Benno Reifenberg*
1960 Victor Gollancz – *Heinrich Lübke*
1961 Sarvepalli Radhakrishnan – *Ernst Benz*
1962 Paul Tillich – *Otto Dibelius*
1963 Carl Friedrich von Weizsäcker – *Georg Picht*
1964 Gabriel Marcel – *Carlo Schmid*
1965 Nelly Sachs – *Werner Weber*
1966 Augustin Kardinal Bea und W. A. Visser 't Hooft –
Paul Mikat
1967 Ernst Bloch – *Werner Maihofer*
1968 Léopold Sédar Senghor – *François Bondy*
1969 Alexander Mitscherlich – *Heinz Kohut*
1970 Alva und Gunnar Myrdal – *Karl Kaiser*
1971 Marion Gräfin Dönhoff – *Alfred Grosser*
1972 Janusz Korczak (posthum) – *Hartmut von Hentig*
1973 The Club of Rome – *Nello Celio*
1974 Frère Roger, Prior von Taizé – *(keine Laudatio)*
1975 Alfred Grosser – *Paul Frank*
1976 Max Frisch – *Hartmut von Hentig*
1977 Leszek Kołakowski – *Gesine Schwan*
1978 Astrid Lindgren – *Hans-Christian Kirsch, Gerold U. Becker*
1979 Yehudi Menuhin – *Pierre Bertaux*
1980 Ernesto Cardenal – *Johann Baptist Metz*
1981 Lew Kopelew – *Marion Gräfin Dönhoff*
1982 George F. Kennan – *Carl Friedrich von Weizsäcker*
1983 Manès Sperber – *Siegfried Lenz*
1984 Octavio Paz – *Richard von Weizsäcker*
1985 Teddy Kollek – *Manfred Rommel*
1986 Władysław Bartoszewski – *Hans Maier*
1987 Hans Jonas – *Robert Spaemann*
1988 Siegfried Lenz – *Yohanan Meroz*
1989 Václav Havel – *André Glucksmann*
1990 Karl Dedecius – *Heinrich Olschowsky*
1991 György Konrád – *Jorge Semprún*
1992 Amos Oz – *Siegfried Lenz*
1993 Friedrich Schorlemmer – *Richard von Weizsäcker*
1994 Jorge Semprún – *Wolf Lepenies*
1995 Annemarie Schimmel – *Roman Herzog*
1996 Mario Vargas Llosa – *Jorge Semprún*
1997 Yaşar Kemal – *Günter Grass*
1998 Martin Walser – *Frank Schirrmacher*
1999 Fritz Stern – *Bronislaw Geremek*
2000 Assia Djebar – *Barbara Frischmuth*
2001 Jürgen Habermas – *Jan Philipp Reemtsma*
2002 Chinua Achebe – *Theodor Berchem*
2003 Susan Sontag – *Ivan Nagel*
2004 Péter Esterházy – *Michael Naumann*
2005 Orhan Pamuk – *Joachim Sartorius*
2006 Wolf Lepenies – *Andrei Pleşu*
2007 Saul Friedländer – *Wolfgang Frühwald*
2008 Anselm Kiefer – *Werner Spies*
2009 Claudio Magris – *Karl Schlögel*
2010 David Grossman – *Joachim Gauck*
2011 Boualem Sansal – *Peter von Matt*
2012 Liao Yiwu – *Felicitas von Lovenberg*
2013 Swetlana Alexijewitsch – *Karl Schlögel*
2014 Jaron Lanier – *Martin Schulz*
2015 Navid Kermani – *Norbert Miller*
2016 Carolin Emcke – *Seyla Benhabib*
2017 Margaret Atwood – *Eva Menasse*
2018 Aleida und Jan Assmann – *Hans U. Gumbrecht*